

Ich denke, also bin ich nicht - ich bin, indem ich nicht bin

Von Klaus Felder

**Anmerkungen zu Maurice
Blanchot: Thomas der Dunkle¹,
gezielt aufgeschrieben für
Supervisorinnen und Supervisoren.**

Meinem Beitrag ist eine kurze Vorbemerkung vorauszuschicken: Der Roman und die Beschäftigung damit bricht aus dem Normalen aus, versucht Denken, Gedanken und Beziehung neu zu definieren; nicht als Manifestation eines trüben Ichs, sondern als Aufbruch. Sich-aufmachen bringt Ungewißheit mit sich, lässt sich nicht auf Bekanntes reduzieren. Es ist ist ebenfalls ein Sich-aufmachen eines Standpunktes, der wenig Erfolg hat, sich zu etablieren. Es wird ein Beitrag, der sich auf gewisse Weise gegen die Etablierung unserer Profession Supervision wendet - die These: Die Etablierten unserer Profession sitzen fest.

Dagegen: die Wahrheit des Anfangs ist die Trennung, nicht die Sesshaftigkeit; also das Unterwegs-sein als Ort, als Utopie, als Bleibe.

'Thomas der Dunkle' ist gegen die Welt der Vereinnahmung geschrieben. Diese Vereinnahmung passiert jeden Tag und an allen Orten. Das Geschehene, Erlebte wird eingeordnet in bekannte Kategorien, es geht in einen Besitz über, in meinen Besitz. Diesen Besitz nennt man Reichtum - es ist allerdings ein schaler Reichtum.

Diese Sammelleidenschaft ergreift gleichermaßen die Supervision und macht sie arm, wenn ich im Supervisanden das Gleiche und Verwandte suche, wenn meine Kategorien und Theorien dem Ratsuchenden aufgelegt werden, wenn ich damit den Ratsuchenden in seiner Verslossenheit stabilisiere. Hier wird Supervision aus der Sorge um das Sein betrieben, als Sorge um das selbstbezogene Sein. Es fehlt dann an Weite, Raum, Zwischenraum und Lebensraum.

Im Aufbruch beginnt ein angsterfüllter Prozess, er führt mich hinaus in die Weite und heraus aus dem Um-mich-drehen. Eine ethische Forderung sollte vorangestellt sein, die - wie ich meine - unserem Berufsfeld fehlt: Vor der Sorge um dieses mein Sein steht die Verpflichtung gegenüber dem Nächsten. Und der Nächste - damit jeder Supervisand - ist der Fremde, meiner Macht Entzogene. Dafür die Augen zu öffnen, ist dieser Roman eine gute Medizin.

Die Lektüre ist anstrengend, aufregend,

paradox. Die Sprache eindringlich und präzise. Viele Sätze wie verdichtetes Leben. Das Buch, das Lesen, ebenfalls das Schreiben darüber ist eine Expedition, von sich abzusehen, eine Entdeckung eigener Abhängigkeiten, eine Entzifferung eines Urtextes, spannendste Fall- und Beziehungsarbeit, die für sich spricht.

Thomas, in sich verstrickt, in seinem Denken verhaftet, sitzt am Meer, geht schwimmen, verliert seine Orientierung. Der Leser ebenfalls: Ist es ein reales oder gedachtes Meer, schwimmt er wirklich oder träumt er sich schwimmend? Der äußere Ablauf und der innere Vollzug sind auf einmal geschieden. »Die trunkene Freude, aus sich selber auszusteigen, in die Leere zu gleiten, beim Denken im Wasser aufzugehen, ließ ihn jedes Unbehagen vergessen.« Thomas entdeckt einen Mann im Wasser, »der sehr weit weg, halb unter dem Horizont verloren, schwamm.« Eine schmerzliche Betrachtung, die einer Freiheit entspringt, »die aus dem Abbrechen aller Verbindungen gewonnen war.«

Er geht weg vom Meer in ein Wäldchen, legt sich dort nieder. »Der Tag ging zur Neige« und die Nacht bricht herein. Er beginnt eine Auseinandersetzung mit der Finsternis, mit der Nacht. »Die Finsternis war dunkler und schmerzhafter, als er eigentlich annehmen mußte.« Er verabschiedet sich von gewohnten Bildern, die er bisher programmiert hatte, dabei erlebt er ein neues Sehen, »er machte aus diesem Fehlen von Sicht den Höhepunkt seines Sehens.« Diesen Blick nennt er »Tod jeden Bildes«. Darüber bekam er Kontakt zur Nacht »außerhalb seiner befand sich etwas, das seinem eigenen Denken glich«, »sein mit der Nacht eingewordener Gedanke.« »Und das Denken war in ihm zurückgekehrt, tauschte mit der Leere Berührungen aus.«

Thomas geht zurück ins Hotel zum Essen, nimmt die Gespräche dort als Lärm auf, unfähig in diesen Lärm einzusteigen. »War ein Gespräch denn möglich?« Wurden gerade noch die Bilder revidiert, so tritt er nun aus dem Horchen, dem kindlichen Gehorchen heraus, er schweigt und sieht

Anne - »sie war eine große, blonde, junge Frau, deren Schönheit sich offenbarte, wäh-

rend er sie betrachtete. « Mit einer wenig glücklichen Geste beschloss er zu handeln und »schlug mit aller Kraft auf den Tisch«, und »um alle vor den Kopf zu stoßen«, schaute er »allen ins Gesicht«. Die Gesellschaft löst sich auf, die elektrischen Lampen leuchten auf. »Im selben Augenblick rief die junge Frau mit entschlossener, fast zu lauter Stimme draußen nach ihm, sie halbt gebieterisch wider.«

Ohne Resonanz, Thomas ging auf sein Zimmer. Es war Nacht, er las, spürte immer mehr, »daß die Worte sich seiner bemächtigten und ihn zu lesen begannen. Er wurde von Händen fühlbar ergriffen und durchdrungen, von einem Zahn voll Gift gebissen; mit seinem lebenden Körper drang er in die namenlosen Formen der Wörter ein, gab ihnen von seiner Substanz.« Wie vor einer Ratte empfand er Ekel am Text, den er las, da er sich selber erkannte, »während die Wörter 'er' und 'ich' auf seinen Schultern sitzend, bereits ihr Gemetzel begannen.« Jedesmal war Thomas bis auf den Grund seines Wesens von denselben Worten angewidert, die ihm nachgelaufen waren und die er als seinen Alptraum und als die Erklärung seines Alptraums verfolgte.

In der zweiten Nacht stößt er auf eine Katze, die über sich selber erzählend den Preis des Kultiviert-Werdens durch den Menschen beschreibt. Sie ist von allen guten Geistern verlassen. »Und jetzt bin ich ein Wesen ohne Blick.« »Seit ich den ganz geraden Schwanz verlor, der mir auf dieser Welt als Steuerruder diente, bin ich nicht mehr ich selber.« Thomas fühlt sich als Doppelgänger dieser Katze, empfindet das »Fehlen von Berührungen«, eine Kälte, gleichzeitig gewann er den Eindruck »er sei ins Herz der Dinge vorgestoßen.« Im Sterben mit der Katze erlebt er sich als Lazarus, »mit dem auch der Tod auferstanden war.« Ein Herauslösen von Fixierungen und Zwängen, das Erkennen der Endlichkeit von kultureller Anpassung, »ein Aufstieg zum kostbarsten Punkt des Lebens.«

Anne begegnet Thomas, sie spürt dessen Abkehr vom Denken um sich selbst, sein Abbrechen aller Verbindungen, das Entlarven der Bilder, die Distanzierung vom Gehorchen, die Entlarvung der Texte und kulturellen Abhängigkeiten und Trennungen von Gewohntem. Ihm gegenüber verlieren die entgegenkommenden Menschen ihr Gesicht, nicht jedoch Anne: »Wenn er brutal von vorn auf sie zutrat, um sie zu überraschen, hatte sie ihm immer ein Gesicht zu zeigen. Sie wurde eine andere,

ohne aufzuhören, Anne zu sein. Sie war Anne, ohne nur mehr die leiseste Ähnlichkeit mit Anne.« Ein ständiges Hin und Her vom Tod-sein und im Tod-sein ein lebendig-sein. Wieviel Tode verschiedener Art müssen gestorben werden, um zum Leben zu kommen? Für den Leser eine Provokation, werden Gedanken solcher Güte meist verdrängt.

In welcher Beziehung stehen Anne und Thomas? Scheinbar seelenverwandt empfindet Anne einige Tage großen Glücks. »Jeden Augenblick ließ sich zwischen diesen mit hauchzarten Banden so innig ineinander verschlungenen Körpern eine Berührung voraussehen, die die Schwäche der Bindung entsetzlich zur Schau stellen würde.« »Ihre Worte wurden feucht, sogar ihre schwächsten Bewegungen klebte sie an ihn, während in ihr das Organ der Launen anschwellte, welchem sie vielleicht günstigenfalls eine ungewöhnliche Fähigkeit zum Mittun entnehmen konnte.« Dabei fühlt sie ihre vielen Wunden - innerlich wie äußerlich - die vernarben wollen. Gelingt es ihr Thomas so zu sehen, wie er war, oder sah sie sich selber nur in ihm? Es gab einen Unterschied zwischen ihnen »aber auch wieder keinen so großen, daß ihre Beziehungen verflucht sein würden.« Sie spürt die Katastrophe auf sich zukommen, was wiederum zu ihr passt, »da sie ihr ganzes Leben dem Warten widmete.« Ein Warten auf eine gemeinsame Katastrophe, die auch »die trennenden Entfernungen zerstören würde.« In dieser elenden Lage findet Anne zu einer Beziehungsdefinition, die im Gegensatz zu ihrer Situation steht: »Ja,« sagte sie, »ich möchte Sie sehen, wenn Sie allein sind. Wenn ich jemals vor Ihnen stehen könnte, indem ich mich ganz von Ihnen entfernte, dann hätte ich eine Chance, zu Ihnen zu kommen, oder vielmehr weiß ich, daß ich nicht zu Ihnen käme. Die einzige mir verbleibende Möglichkeit, die Distanz zwischen uns zu verringern, wäre, mich unendlich weit zu entfernen. Ich bin aber schon unendlich weit weg und kann nicht noch weiter weg gehen. Sobald ich Sie berühre, Thomas...«

Sie sieht, wie freudig Thomas diese Worte aufnimmt. Sie jedoch will, über sein Leben etwas erfahren, ebenfalls seinen Namen und seine Geschichte kennenlernen. Sie will trotz der offenbar ungeheuren Distanz mit äußerster Kraft einen Kontakt. Doch es ist »gefährlich, ihn in dasselbe Wasser zu tauchen, worin auch sie schwamm.« Gleichzeitig erkennt sie diese Illusion, zu glauben, dass schaffe Bezie-

hung zwischen ihnen, es erscheint ihr jetzt kindlich, einfältig, als schwerer Fehler. Sie erlebt ihre Verlassenheit und gelangt zu einer Einsamkeit, »deren Kennzeichen die Unterdrückung jedes Raumes war«. Sie fing an zu zittern und Schmerz zu empfinden und entschloß sich »die Zeit der Menschen« zu werden. Anne, die Zeit, stellt sich Thomas entgegen, dabei stieß sie »auf die außerordentliche Klanglichkeit des Nichts«. Nicht mehr mit Worten und Gedanken würde sie mit ihm debattieren, sondern »mittels der Zeit selbst«. Thomas fühlte »die tödliche Anwesenheit der Gegenwart, dieser Zeit«, sah sich zum ersten Mal in ein ernsthaftes Gespräch verwickelt.

Anne, in der Erkundung alles Zeitlichen, stößt auf die verlorene Zeit, entdeckt darin Annes Nichtvorhandensein, worin letztlich ihre reine Transparenz sichtbar wird.

Eine faszinierende Verdichtung, die Blanchot gelingt, kompromisslos, unmissverständlich. Blanchot schreibt die Entwicklung von Anne und Thomas nicht aus vorbedachter Absicht, sondern lässt sie von innen heraus sich entwickeln, frei und unvermutet, gleich einem »lebendigen Quellpunkt«. Er beherrscht nicht die Figuren, sondern sie suchen sich mit seiner Hilfe einen Weg hin zur Selbstbestimmung, zur Freiheit. Für die Supervisionsarbeit ein faszinierendes Geschehen und eine verantwortliche Vorgabe!

Und es geht weiter: »Ausgerüstet nur mit dem Namen Anne, er sollte ihr nach dem Tauchen ein Wiederauftauchen ermöglichen, ließ sie sacht den Sumpf der ersten, größten Nichtexistenzen hochkommen - Nichtvorhandensein von Lärm: das Schweigen, Nichtvorhandensein von Sein: der Tod.«, und »wie eine triumphierende Vorhandenheit drang sie in das Zentrum des Nichts vor, und sie warf sich hinein als Leiche, als nicht einzuverleibendes Nichts, als Anne, die es noch gab und die es nicht mehr gab, als größte Verhöhnung von Thomas' Denken.« Anne war krank, aber wie gut war doch diese Krankheit, »die nicht die ihre, sondern die Gesundheit der Welt war.«

Anne war im Schweigen gebunden, eine bittere Erkenntnis der Nacht. Wie lässt sich damit weiterleben? Oder ist dieses Problem nur mit dem Tod zu lösen? Von einer Passivität stößt sie auf Resignation. Es stieß bis ins Herz der jungen Frau vor »und berührte sie durch die Empfindung einer Ungezuwungenheit, in die sie sich in höchster Selbstvergessenheit stürzte.« Tho-

mas hatte keine Wichtigkeit mehr. »Aus der Nacht kam er wie der allergeheimnisloseste Mensch, in Durchschaubarkeit gebadet wegen des Privilegs, daß er über jeder Befragung stand ... sie, auf sich selber gestoßen, wo es weder Reichtum noch Fülle gab - ein vergebliches Warten, das in Folge des Wegfalls jedes Zieles, ja selbst der Zeit, eine Maschine geworden war...« Alles, was sie sah, alles was sie fühlte, war der Riss und die Einsamkeit, die sie von dem, was sie sah und fühlte, trennte. Sie spürte die ganze Welt der ekelhaften und unerträglichen Dinge, die sich in ihr angesammelt hatten und sieht den »tödlichen Gram« auf sich zukommen.

Wieder wird es Nacht: Sie bereitet sich auf eine Auseinandersetzung vor, »in der sie nur um den Preis des totalen Ruins ihres Lebens besiegt werden konnte.« Es war ihr angenehm, in einem Augenblick so großer Schwäche eine »solcher Art von jeder List und Perfidie befreite Welt um sich herum zu fühlen.«

Eine klassische Nacht, von Angst unge-
trübt, die Geister verscheuchend und »die falsche Schönheit der Welt löschend«, eine absolute Nacht »in ihr waren die Leidenden glücklich, eine Nacht ohne Verirrung, Anne fand sich ganz eng bei sich selber, sie geriet auf ein wunderbares Feld des Friedens.« Der Sterbeprozess beginnt: Freunde kommen immer seltener, sie hören auf, Neues von ihr wissen zu wollen, obwohl in Anne mehr Kraft und Leben als jemals zuvor herrschte, »ein glaubhafter Traum ließ sie empfinden, sie sei noch immer am Leben. Sie verlor den Boden unter den Füßen, auf sie stürzt der Donner der Empfindungen, sie ersticht, sie schreit, man nahm ihr die Zärtlichkeit und Freundschaft der Welt«. Verlangte sie nach Blumen, bot man ihr künstliche Rosen an, ihr Zimmer wurde unbewohnbar; die Kinder gebeten ihrer Freude anderswo hinaus zu schreien, ihre Mutter verlor zunehmend den Kontakt: »Das ist sie nicht mehr, es ist besser, sie stirbt«, dann: »Welche Erlösung für sie, wenn sie stürbe.« ... »Und so bildete sich tief in ihr, sie war bereits von der Außenwelt abgeschlossen, schon tot, die allertiefste Leidenschaft.« Am Ende steht ein »sich hingeben«: »Sie gab Anne hin, sie gab viel mehr als Annes Leben hin, sie gab, höchstes Geschenk, Annes Tod hin.«

Sie verwandelte die vom Tode bedrohte Anne in schrecklicher Angst zu sein, in die noch viel stärker ängstigende Empfindung, nicht mehr Anne zu sein, sondern ihre vom Tod bedrohte Mutter, die ganze, vor

der Vernichtung stehende Welt zu sein. »So war es ihr geglückt: ihr Körper war tatsächlich der stärkste, der glücklichste;« entgegen der tragischen Vernichtung von Unbelebtem. »Man hätte sagen können, alles sei zerstört, aber auch, alles beginne neu.« Anne spürt mehr und mehr - angesichts des Todes - Zugang zum Lebendigen. Ein Wunder, »wo der alles zerstörende Tod auch die Möglichkeit Zu - nichts - Werdens zerstören konnte.« »Jetzt öffnete Anne die Augen« und konnte - wie neu geboren - tatsächlich sehen, sie hat Abstand gewinnen können, Distanz zu Vereinnahmungen. Sie sah Thomas und jetzt kannte sie »die Wörter genau, die sie ihr ganzes Leben gesucht hatte, um ihn zu erreichen.«

Blanchot seziiert im Sterbeprozess von Anne die Zeit, gibt ihr ein völlig anderes Gesicht, das es zu entdecken lohnt. Der Zeit wird ihre Diachronie wiedergegeben. Ein Unternehmen, die Zeit aus der Subjektivität herauszulösen, aus der Blockade des Ichs, aus dem Sich-selbst, aus der Einsamkeit der Eminenz.

Schlagwörter unserer Beratungskultur, wie Zeitmanagement ... passen hier nicht, Blanchot entwickelt eine andere Dimension, entgegen von Aneignung und Gewalt. Die Zeit wird zur Möglichkeit zur Begegnung. Der Tod eröffnet die Möglichkeit, im Sein zum Tode für den Anderen zu sein. Jenseits des Todes zeigt Blanchot eine Dimension des Sinnvollen, des Unzerstörbaren. Er entreißt Anne jede Verfügungsgewalt über sich selbst und öffnet sie für jegliches Außen, ein 'Sterben' also für den Anderen. Wir erinnern uns, wie Anne sich zu Beginn um sich selbst drehte, wie sie im Laufe der Geschichte zu sich kommend bereit wird für den Anderen.

Wie verarbeitet nun Thomas Annes Tod? Blanchot lässt ihn Annes Tod über 28 Seiten lang in wörtlicher Rede verarbeiten. Gleich einer Metamorphose entwickelt Thomas für sich einen neuen Blick für die Wirklichkeit. Annes Tod erweckt ihn zu neuem Leben.

Während des Sterbeprozesses habe er sie wie eine Lebende behandelt »im Tod überquoll sie vor Leben.« »In ihrem Ende schien sie für ihre Nichts - Werdung mehr Sein zu brauchen als für ihr Dasein.« So hat sie dem Tod die ganze Wirklichkeit, die ganze Existenz verliehen. Sie gab dem »Nichts einen Körper«. Sie hat »dem Nichts unter der Form des Nichts die Form eines Etwas verliehen.« So hatte das Schweigen, »das wahre Schweigen, jenes, das nicht aus

nichtgesagten Worten und möglichen Gedanken besteht, eine Stimme.« Dabei wurde sie von Augenblick zu Augenblick schöner, und für Thomas glänzte »der Tod als Tod des Todes, so daß ich, indem ich der ewige Mensch wurde ... gestorben bin, ein dem Tod so fremder Toter ... ich war sogar der einzige mögliche Tote, der nicht den Eindruck vermittelte, durch Zufall zu sterben.«

Für Thomas löst sich die landläufige Vorstellung von Tod und Sterben auf. Ein Aufgeben des Sich-denkens, konsequente Fortführung und Endpunkt seiner Expedition aus dem Denken auszusteigen, um dem Leben ins Auge zu schauen. Ein Denken eben, was das Neue nicht schon auf Bekanntes zurückführt und damit dem Neuen im Wege steht. Ein Denken, das den Denkenden nicht an das Gedachte bindet. Ein Des - inter - esse: eine Beziehung eben ohne Einwirkung auf ein Seiendes, ohne Antizipation von Sein, reine Geduld.

Diese Gedanken und die Entwicklung des Geschehens in diesem Roman, sich aus der Versunkenheit in das Sein zu befreien, ist Thema zahlreicher griechischer Tragödien, philosophischer Schulen und theologischer Transzendenz. Die Verwicklung in die Immanenz ist unlösbar gebunden an das Bewusstsein des Stillstandes der Zeit. Dagegen ist die lebendige Zeit beständiger Aufbruch und Erneuerung; eine Zeit der Erneuerung, die Gegenwart will, sich von der Vergangenheit ablöst und somit einen neuen Anfang möglich macht. Diese bedingte Trennung vollzieht der Tod. »In einer harmonischen Welt fährt jeder zu leben fort, unsterblich bis zum Ende. Die Gewißheit zu sterben, die Gewißheit, nicht zu sterben, ist alles, was für die große Masse von der Wirklichkeit des Todes übriggeblieben ist. Aber wer mich betrachtet hat, hat gefühlt, daß der Tod sich auch zur Existenz gesellen und den entscheidenden Satz prägen kann: Der Tod existiert. Ich bin, indem ich nicht bin und Ich bin nicht, indem ich bin.« »Wenn ich aber in mir selber voran schritt, dann fühlte ich, wie eine tragische Gewißheit, die unnahbare Nähe des vernichteten Thomas im Zentrum des lebenden Thomas, und je mehr der Schatten meines Denkens abnahm, desto mehr vermutete ich in mir selbst, in dieser makellosen Klarheit, den möglichen und lusterfüllten Wirt dieses dunklen Thomas.« Aus dieser Haltung heraus empfand er »Zärtlichkeit, nicht nur für die Menschen, auch für ihre Leidenschaften. Ich liebe sie, indem ich die Gefühle liebe, um derentwegen

man sie hätte lieben können.« »Was ich fühle, ist die Quelle dessen, was empfunden werden kann, ist der als gefühllos empfundene Anfang der Gefühle.« »Schweigen, die Heimstatt für die Durchlässigkeit der Seele.«

Es klingt wie ein absurdes Unterfangen, im Nichtvorhandensein, in der Nichtexistenz das Sein zu entdecken. Also nur wenn ich von mir absehe, bin ich bei mir, und bin offen für das Gegenüber. Diese Erfahrung macht Thomas. Ein Aus - sich - herauskommen, was letztlich das Wort »Existenz« definiert.

Zu Beginn des Romans startete Thomas eine Auseinandersetzung mit der Finsternis und mit der Nacht, am Ende sagt er: *»Ach Nacht, jetzt bringt mich nichts mehr zum Sein, nichts wird mich mehr von dir trennen. Wunderbar bleibe ich der Einfachheit verhaftet, zu der du mich einlädst.«*

»Nachdem ich alle Kräfte gegen das Sein angestrengt habe, finde ich mich im Herzen der Schöpfung wieder. Ich selber habe mich gegen den Akt des Schöpfens zum Schöpfer gemacht.« Eine Auflösung des Widerstandes gegen sein eigenes Anfangen: »Du liebe Nacht, ich bin er.«

Mit dieser paradoxen Einsicht endet das Kapitel. Thomas findet aus der Begrenztheit des Ichs heraus.

Das Ende: *»Thomas ging über das Land und sah, daß der Frühling begann.« ... »Der Gedanke an den Tod drängte die Larve dazu ein Schmetterling zu werden.« ... »Mitten in diesem Trubel zersprang die Einsamkeit in Stücke.« und der letzte Satz: »... als hätte die Scham für ihn begonnen.«*

Thomas wird offen für die Welt, der »Tod jeden Bildes« erweckt ein Denken auf den Anderen hin. Anne erkennt in ihren

Beziehungswünschen an Thomas den Fluch des ewig Selben. Ihre Mutter gibt ihr dazu keine andere Orientierung. Blanchot übernimmt als Schöpfer der Figuren die Rolle des Dritten: ein Garant der unterschiedlichen Existenz. Beziehung braucht die Akzeptanz der Verschiedenheit. Eine provokante Aufgabe und Vision, eine Haltingsfrage unserer Supervisionsarbeit. Die Entdeckung des Fremden erschließt den Lebensquell.

Anmerkung

1 Maurice Blanchot: Thomas der Dunkle, Bibliothek suhrkamp, 1987; Titel der Originalausgabe: Thomas l'obscur, Edition Gallimard, 1950